

# Sehen wir geschlechtlich verschiedene Körper oder sehen wir Körper als geschlechtlich verschiedene?

Gabrielle Hiltmann, Basel

## 1. Zur immanenten Konstituion von Welt im Sprachspiel

Die Frage, ob Ludwig Wittgenstein eine idealistische oder eine realistische Philosophie entwickelt hat, wurde in der Rezeption seiner Schriften immer wieder heftig diskutiert (vgl. beispielsweise Anscombe, Elisabeth 1981 sowie Diamond, Cora 1991). Ludwig Wittgenstein selbst stellte sich die Frage, ob seine Untersuchungen der Sprache eine Form von Nominalismus darstellten (PU 383). Er insistiert darauf, dass es ihm anders als den Nominalisten um den Gebrauch der Sprache in den Zusammenhängen unserer Lebensform geht. Damit unterläuft er die in der philosophischen Tradition wirkmächtige Unterscheidung von Realismus und Idealismus. Bedeutung ergibt sich laut dem Grundsatz von PU 43 nicht durch die Referenz auf eine aussersprachliche Welt, vielmehr anhand des wechselseitigen Zusammenspiels von Sprechenden sowie Gegenstandswelt und Sozietät im Sprachgebrauch selbst. Dass die Materialität von Dingen und Wörtern – insbesondere deren Gestaltung – beim Entstehen von Bedeutung in dieser vielschichtigen Interaktion ihr Wörtchen mitzureden hat, wird durch den Beizug der Stellen PU 531 ff. zu Fragen des Verstehens deutlich. Die genannten Stellen sind ein Beispiel für die in PU 43 erwähnten Ausnahmen vom Grundsatz der Gebrauchsbedeutung. Worum geht es? Ludwig Wittgenstein unterscheidet hier zwei Arten des Verstehens. Bei der einen Art – sie entspricht dem Grundsatz von PU 43 – kann ein Satz ohne Bedeutungsveränderung durch einen anderen ersetzt werden. Hier ist ausschliesslich der Gebrauch und dessen Zusammenhang für die Bedeutung konstitutiv. Bei der anderen Art prägt die Wahl der Wörter und ihrer Stellungen die Bedeutung derart, dass sie nicht verändert werden können, ohne eine Veränderung der Bedeutung zu bewirken. Ein Beispiel für letztere Verwendungsweise ist der literarische Sprachgebrauch, insbesondere die Lyrik. Wir können aber auch an die bildende Kunst oder die Musik denken. Ausführungen dazu finden sich insbesondere in PU II, xi, wo es um das Sehen von Aspekten geht.

Es gibt also eine Verwendungsweise von Sprache, bei der die Materialität des Wort- und Satzkörpers sowie deren Gestaltung für die Bedeutung konstitutiv sind. Dies im Unterschied zum alltäglichen Sprachgebrauch, wo sich der Gehalt einer Aussage normalerweise im Gebrauchszusammenhang ergibt. Dass diese Unterscheidung nicht ausschliessend ist, wird daran deutlich, dass auch beim alltäglichen Sprechen Intonation und Betonung – also materiale Gestaltungselemente – für die Bedeutung und das Verständnis einer Aussage relevant sind (vgl. Hiltmann, Gabrielle 1997).

Wie kann die Mitwirkung der Gegenstandswelt am Entstehen von Bedeutung gefasst werden? Hier gilt es folgende Konstellation zu beachten: Unsere Annäherungen an ‚etwas‘, das nicht Sprache ist, finden immer im Komplex der Verschränkung unserer Lebensform mit unseren Sprachspielen statt. Jeder Versuch eines direkten Zugriffs verfängt sich deshalb

immer wieder in der Gegebenheit unserer Sprachimmanenz. Wir können den Eigensinn der Dingwelt, der in unseren Sprachspielen agiert, lediglich indirekt fassen, zum Beispiel als Widerständigkeit, die sich unseren Gestaltung entgegensetzt, sie scheitern lässt oder uns zu Modifikationen zwingt (vgl. Haraway, Donna 1991). Dies ist der Punkt, an dem L. Wittgensteins Überlegungen ansetzen. Von Interesse ist nicht nur das Phänomen des Sich-Verfangens in und des Modifizierens von Regeln als wissenschaftliche Verfahrensweisen im Prozess des Erkennens, sondern insbesondere das Faktum, dass wir Regeln aufstellen, die nicht einfach funktionieren. Es ist Sache der Philosophie, das Scheitern als ein Moment des Sprachspiels zu verstehen, das über Sprache hinausweist. Konstruktion ist nicht alles. L. Wittgensteins Spätwerk kreist aus einer sprachimmanenten Position um diese zwiespältige Bruchstelle der Konstruktion. Der Spielzug des Verfangens in den Regeln eröffnet im Sprachspiel einen Raum der Reflexion auf eine Problematik, die in der philosophischen Tradition mit dem Stichwort Ontologie angesprochen wird. L. Wittgensteins Ansatz, das Problem der Ontologie weder mit der klassischen ‚Was-ist-Frage‘ noch mit der ebenso klassischen Frage ‚Warum gibt es etwas und nicht vielmehr nichts?‘ anzugehen, sondern pragmatisch an der Feststellung des Sich-Verfangens in Regeln festzumachen, kann es vermeiden, sich in positiven Bestimmungen dessen, was nicht Sprache ist, zu verfangen. Erforderlich für eine Annäherung an etwas, das bei unseren Gestaltungen der Realität dadurch mitwirkt, dass wir uns in unseren eigenen Regeln verfangen, ist eine ‚Art des Hinhorchens, der Rezeptivität‘, die sich nicht im lernbaren Anwenden von Regeln erschöpft (PU 232).

## 2. Zur Konstitution des wahrgenommenen Gegenstandes anhand der Unterscheidung von ‚etwas sehen‘ und ‚etwas als etwas sehen‘

Das erkenntnistheoretische Problem der Gegenstandskonstitution lässt sich auch über die Frage angehen, ob wir Gegenstände sehen oder ob wir Dinge immer als etwas sehen. Die erste Position ist Ausdruck einer realistischen, die zweite einer konstruktivistischen Weltansicht. Hierzu ist festzuhalten, dass wir wohl nie genau klären können, welchen Anteil das Denken am Wahrnehmen hat, da wir dieser Verquickung immanent sind. Ludwig Wittgensteins Bemerkungen zum Verb ‚sehen‘ anhand des Vergleichs mit den Wendungen ‚eine Ähnlichkeit sehen‘, ‚einen Aspekt sehen‘, ‚etwas als etwas sehen‘ in PU II, xi zielen denn auch nicht auf eine Wahrnehmungstheorie, die uns auf diese Frage eine Antwort geben könnte. Seine Untersuchung ist eine begriffliche (PU S. 518/5 sowie S. 535/4). Beim Vergleich der verschiedenen Spielarten des Sehens von Aspekten wird deutlich, dass sie alle die Fähigkeit, etwas zu sehen, voraussetzen. Wir müssen die beiden verglichenen Gesichter sehen können, um die Ähnlichkeit zwischen ihnen zu entdecken. Wir müssen etwas sehen, um den Aspekt wechseln zu sehen. Um etwas als etwas zu sehen, müssen wir zunächst etwas sehen. Aspektblindheit impliziert keine physiologische Schwäche. Von einer

blinden Person erwarten wir nicht, dass sie einen Aspekt sehen kann, was nicht ausschliesst, dass sie Aspekte hört. ‚Aspekte sehen‘ ist also notwendig auf ‚dies sehen‘ bezogen.

Wir sehen ganz selbstverständlich Gabel, Messer und Löffel auf dem Tisch neben dem Teller und halten sie nicht für Essbesteck (PU S. 521/3). Das schliesst nicht aus, dass wir ein Messer als Brieföffner verwenden können oder dass wir eine Gabel dazu benutzen, ein Loch zu bohren. Die Bedeutung eines Gegenstandes ist also nicht durch seine Alltagsverwendung determiniert. Der Mehrfachverwendung und damit der Mehrdeutigkeit von Gegenständen sind mehr oder weniger enge Grenzen gesetzt. Ludwig Wittgenstein arbeitet in PU II, xi mit Bildgegenständen, anhand derer er diese Grenzziehungen und die ihnen impliziten Logiken auslotet. Das Doppelkreuz beispielsweise kann als weisses Kreuz auf schwarzem Grund oder als schwarzes Kreuz auf weissem Grund gesehen werden (PU S. 541/4). Die dieser Figur implizite Schwarz-Weiss-Logik ist kontradiktorisch. Beim Hasen-Enten-Kopf hingegen haben die beiden Gestalten keinerlei logischen Bezug. Wichtig ist hier festzuhalten, dass die beiden Figuren Hase und Ente in der graphischen Gestaltung des H-E-Kopfes angelegt sind. Wenn jemand sagt, er sehe einen Hund, macht er allenfalls einen Witz, aber er berichtet nicht sein Seherlebnis dieser Gestalt.

Wir bewegen uns im Umgang mit Gegenständen immer im Spielraum, der sich aufgrund der Unterscheidung ‚etwas sehen‘ und ‚etwas als etwas sehen‘ eröffnet. Die Bedeutung eines Gegenstandes ergibt sich in diesem Spannungsfeld zwischen einer einzigen, selbstverständlichen Bedeutung und der Möglichkeit, denselben Gegenstand auf (ganz) andere Weise zu sehen. Methodisch kann dieser Spielraum dazu genutzt werden, um aus der Sicht der Aspektbedeutungen einen neuen Blick auf die Alltagsbedeutung und die mit diesen verbundenen Selbstverständlichkeiten unserer Lebensform zu werfen. Ludwig Wittgenstein tut dies in seinen Untersuchungen des Spätwerks insbesondere hinsichtlich des Entstehens von Bedeutung im Zusammenhang der tatsächlichen Verwendung der Sprache (vgl. dazu Hiltmann, Gabrielle 1998). Er entwirft immer wieder fiktive – zum Teil absurde – Sprachspiele, die einen Aspekt des Sprachgebrauchs ausloten und an seine Grenzen zu führen suchen.

### 3. Sehen wir Körper als geschlechtlich verschiedene?

Etwas Biologie

Ich gehe davon aus, dass die Beschreibungen der Welt durch die Naturwissenschaften der konkreten Verquickung von Sprachspielen und Lebensform, der wir immanent sind, Ausdruck geben. Sie bilden also keine Realität an sich ab, die unabhängig von unseren Erkenntnisbemühungen und deren technischer Umsetzung wäre.

Damit soll nicht gesagt sein, Welt, Dinge, Materialität gebe es nicht. Wir können sie jedoch nicht direkt erfassen, da unsere Versuche, dies zu tun, den Gegenstand immer schon in unsere Sprechhandlungszusammenhänge integrieren. Auch die biologische Forschung spricht also nicht vom Körper an sich. Sie entwickelt immer neue Sichtweisen der biologischen Realität, die sich mehr oder weniger gut bewähren. Was ist das aktuelle Bild der Biologie hinsichtlich der Entwicklung von weiblichem und männlichem Geschlechtskörper?

Der geschlechtliche Dimorphismus betrifft die *inneren und äusseren Geschlechtsorgane*. Das *genetische Geschlecht wird bei der Empfängnis bestimmt* je nachdem, ob zwei X- oder ein X- und ein Y-Chromosom verschmelzen. Während der ersten 6 bis 7 Wochen ist der Embryo *bipotent*. D. h. die paarigen noch nicht differenzierten Keimdrüsen sind noch nicht weiblich oder männlich. Die Entwicklung von weiblichen Genitalien ist die Regel, denn die Entwicklung der männlichen Genitalien findet nur statt, wenn das SRY-Gen auf dem Y-Chromosom die Entwicklung der undifferenzierten Keimdrüsen zu Hoden auslöst. Fehlt dieses Gen, entwickeln sich die Keimdrüsen zu Eierstöcken. Die weitere Entwicklung wird durch die von den weiblichen oder männlichen Keimdrüsen ausgeschütteten Hormone bestimmt. Auch das Gewebe der äusseren Genitalien ist *ursprünglich für Frauen und Männer identisch*. Es besteht für beide Geschlechter aus der urogenitalen Falte mit urogenitaler Membran, analer Membran und Phallus. Die geschlechtliche Bestimmung der Keimdrüsen löst die Entwicklung des Phänotyps der Geschlechtsorgane aus. Bei Fehlen von Testosteron entwickelt sich der *Phallus* der indifferenten bipotenten Phase zur *Klitoris*. Die urogenitale Falte wächst nicht zusammen und entwickelt sich zu den inneren Schamlippen. Da für die Entwicklung der weiblichen inneren und äusseren Genitalien keine Hormone auslösend wirken, kann die Differenzierung zur weiblichen Geschlechtsgestalt normal vonstatten gehen, auch wenn die Keimdrüsen *dysgenetisch* sind. Bei Absonderung von Testosteron aus den Hoden entwickelt sich der *Phallus* der geschlechtlich indifferenten bipotenten Phase zu einem *Penis* mit einer Urethralöffnung.

Nicht eindeutig zuordenbare Interferenzbildungen (ich vermeide den Ausdruck Fehlbildungen) finden sich bei etwa 1 bis 4 % der Neugeborenen sowohl für die inneren als auch für die äusseren Genitalien aufgrund der bipotenten Ausgangssituation mit alternativen Entwicklungsmöglichkeiten. Sie bilden kein *drittes Geschlecht*. Medizinisch werden verschiedene Formen unterschieden: *Intersexualität, geschlechtliche Unbestimmtheit und Hermaphroditismus*. Ein nicht vollständig entwickelter Mann und eine vermännlichte Frau können gleich aussehen. Der Entscheid, welchem Geschlecht das Kind angehöre, ist hier schwierig und muss medizinische, psychische, soziale und rechtliche Aspekte berücksichtigen.

Wir sehen Körper, die nicht eindeutig einem Geschlecht zugeordnet werden können

Das selbstverständliche Sehen von geschlechtlich verschiedenen Körpern impliziert eine dichotomische Kategorisierung, welche die Vielfalt der individuellen Körper, die aufgrund der bipotenten Ausgangssituation immer mehr oder weniger weiblich oder männlich sind, zwei alternativen Kategorien zuordnet. Diese Zuordnungen nach der Geburt bereiten meist keine Schwierigkeiten. Ausnahmen bilden die genannten Interferenzbildungen. Hier ist nicht immer ersichtlich, welchem Geschlecht ein Kind zugeordnet werden soll. Der Entscheid, ob eine grosse Klitoris als Penis oder ein kleiner Penis als Klitoris gesehen und allenfalls chirurgisch verändert werden soll ist für Eltern, Ärzte und allenfalls beigezogene PsychologInnen schwierig und bildet einen massiven Eingriff für die weitere psychophysische Entwicklung des Kindes, das sich spätestens in der Adoleszenz persönlich mit der von anderen Personen getroffenen Entscheidung, es als Mädchen oder als Knaben zu sehen, auseinandersetzen muss. VertreterInnen von Selbsthilfegruppen sprechen sich in den letzten Jahren vermehrt gegen eine chirurgische Geschlechtsanpassung

durch Reduktion des zu kleinen Penis aus, da dieser Eingriff in den Körper geschlechtliche Fakten schafft, welche die betroffenen Personen als Kastration erleben.

Die chirurgische Angleichung der äusseren Genitalien wird hingegen von transsexuellen Personen trotz der damit verbundenen Sterilität ausdrücklich gewünscht. Trotz Fortschritten in der plastischen Chirurgie ist das Gestalten von Geschlechtsorganen des anderen Geschlechts hinsichtlich des Erhalts der erogenen Wahrnehmung kaum und ästhetisch nur beschränkt befriedigend. Die Bildung einer Klitoris und einer falschen Vagina sowie die hormonelle Stimulierung der Brustbildung oder der Einsatz von künstlichen Brusttransplantaten gelingen besser als das Bilden eines Penis. Hier sind die Ärzte bereits zufrieden, wenn die transsexuellen Männer aufrecht Urinieren können. Letzteres bildet ein kulturell bedeutendes Kriterium für die Wahrnehmung als Mann. Transsexuelle Personen wirken während der langwierigen Anpassungszeit und nach der operativen Geschlechtsanpassung mehr oder weniger authentisch. Auch nach den operativen Eingriffen kann die selbstverständliche Geschlechtswahrnehmung zum Beispiel durch die zu grossen oder zu kleinen Hände und Füsse von transsexuellen Frauen oder Männern irritiert werden. Für transsexuelle Personen ist die eindeutige Zuordnung zum gewählten Geschlecht wichtig. Sie stützen damit indirekt die Dichotomisierung der Geschlechterordnung.

#### Geschlechtsinszenierungen

Die Zuordnung einer Person zum einen oder anderen Geschlecht erfolgt in der Regel nicht aufgrund der durch die Kleidung verdeckten äusseren Geschlechtsorgane. Leitend sind vielmehr äusserliche Attribute wie Haartracht und Kleidung. Gestützt auf diese kulturellen Geschlechtsmerkmale bereitet die Zuordnung von Menschen zur einen oder anderen Geschlechtskategorie Personen, die mit den kulturellen Symbolisierungsformen vertraut sind, in der Regel keine Schwierigkeiten. Diese Selbstverständlichkeit kann beim Kontakt mit Menschen anderer Kulturen oder mit gleichgeschlechtlich orientierten Personen unserer Kultur fragwürdig werden. Der Dandyismus im 19. Jh. oder Maskerade, Transvestismus, Queer-Praktiken, die Inszenierungen von Geschlecht in Homosexuellen- und Lesbenszenen sowie in der zeitgenössischen Kunst – alle diese Praktiken spielen mit den kulturellen Formen der Darstellung von Geschlecht und der Zuordnung zur einen oder anderen Kategorie.

Dieses artifizielle Spiel mit den Geschlechtskategorien bleibt durch Parodie, Verzerrung, Übertreibung sowie Ironie auf die zwei Grundkategorien weiblich und männlich bezogen. Es betrifft letztlich nicht den geschlechtlich verschiedenen Körper, vielmehr das kulturell sich wandelnde und kontingente Geschlechtsverhalten zwischen Personen verschiedenen oder gleichen Geschlechts. Das Auftreten des menschlichen Körpers in zwei geschlechtlich verschiedenen interferierenden Gestalten wird durch diese Praktiken als Vexierbild genutzt, das zwischen weiblich und männlich oszillieren kann. Dies ist möglich, weil die Kategorien weiblich und männlich aufgrund der bipotenten Ausgangssituation der interferierenden Entwicklung nicht scharf voneinander getrennt sind. Wie wir oben bei der Untersuchung der Verben ‚sehen‘ und ‚sehen als‘ festgestellt haben, können wir aber aus den schillernden Inszenierungen von Geschlecht nicht schliessen, wir sähen Körper immer als geschlechtlich verschieden. Das Spiel mit der Verschiedengeschlechtlichkeit bleibt – indem

es auf die Grenzen der dichotomischen Kategorisierung aufmerksam macht – immer auf die Referenz des Sehens von geschlechtlich verschiedenen Körpern bezogen.

#### 4. Dass wir geschlechtlich verschiedene Körper sehen hat einen Grund

Das selbstverständliche Sehen von zwei geschlechtlich verschiedenen Körpern wird sowohl auf der physiologischen Ebene durch Interferenzbildungen als auch auf der symbolisch-kulturellen Ebene durch Geschlechtsinszenierungen in Frage gestellt. Wird die dichotomische Entgegensetzung zweier Geschlechter damit hinfällig? Nein. Die kategoriale Unterscheidung von Frauen und Männern lässt sich am unterschiedlichen Beitrag zur Prokreation festmachen. Hier ist die Unterscheidung sinnvoll und muss im Sinne eines Anspruchs auf gesellschaftliche Anerkennung der Verschiedenheit als Ausnahme vom Anspruch auf soziale und politische Gleichheit von Frau und Mann positiv gewürdigt und realisiert werden, denn die Durchsetzung des Rechts auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit und des Anspruchs auf einen angemessenen Elternurlaub sind immer noch ausstehend.

#### Literatur

- Anscombe, G. E. M. 1981 "The Question of Linguistic Idealism", in dies.: *From Parmenides to Wittgenstein. The collected philosophical Papers of G. E. M. Anscombe*, Bd. 1, Oxford, 112 - 133.
- Diamond, C. 1991 "Realism an the realistic spirit", in *The realistic spirit. Wittgenstein, Philosophy and the mind*, Cambridge Mass.
- Haraway, D. 1991 *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*, New York.
- Hiltmann, G. 1998 *Aspekte sehen. Bemerkungen zum methodischen Vorgehen in L. Wittgensteins Spätwerk*, Würzburg.
- Dies. 1997 „Philosophie dürfte man eigentlich nur dichten“. Ludwig Wittgensteins Sprach- und Philosophieverständnis“, *Die Philosophin*, 16, 10-22.
- Landweer, H. 1993 „Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gender-Unterscheidung“, *Feministische Studien*, 11/2, 34-43.
- Wittgenstein, L. 1984 *Philosophische Untersuchungen (PU)*, Werkausgabe Band 1, Frankfurt am Main.